

Nr. 124 Bromberg, den 1. Juni 1933.

Graf Lewenborg und die Vagantin.

Roman von Hans Possendorf.

(4. Fortsetzung ——— (Nachdruck verboten.)

Graf Lewenborg hatte aufmerksam diesem Bericht gelauscht.

„Und hast keinen Menschen auf der Welt, der zu dir gehört?" fragte er mit bewegter Stimme.

„Nein, keine Seele", erwiderte das Kind. „Aber nun habe ich doch ein Wesen, das immer bei mir bleiben wird. Nicht wahr, Amazeroth, wir trennen uns nicht mehr voneinander!" Und sie küßte das schwarze Köpfchen des kleinen Katers, der leise zu schnurren begann.

„Amazeroth nennst du das Tierchen? — Nach deinem Geisterfürsten?" fragte der Graf lächelnd. „Was für ein Einfall!"

„Mir kam nichts Besseres in den Sinn", gab Barbara harmlos zurück. „Und einen gewöhnlichen Namen sollte er nicht haben, der liebe, kleine Kerl."

„Wir dürfen keine Zeit mehr verlieren, Kind!" sagte der Obrist jetzt hastig. „Wie gern, liebe, kleine Barbara, würde ich dich bitten, bei mir zu bleiben, denn auch ich habe keinen Menschen mehr auf der Welt, der zu mir gehört. Aber ich könnte dich nicht schützen, wenn du im Lager bliebest, denn ich habe keine Macht über den Generalprofos der pfalzgräflichen Armee. Ich kann dich jetzt nur in Sicherheit bringen und hoffen, daß wir uns später wiedersehen."

„Oh, wie gern blieb ich bei Euch!" rief Barbara leidenschaftlich aus. „Ihr seid so gut, — obwohl Ihr ein echter Schwede seid! Ich seh's Euch an und hör's an Eurer Aussprache."

„Sind denn die Schweden gar so bös?"

Barbara sann ernstlich nach. Dann meinte sie: „Sie sind wohl alle gleich. — Schweden und Deutsche und Welsche. Viel Böse und wenig Gute, so ist's bei allen Armeen. Aber Ihr seid gut — so gut! Und doch seid Ihr sicher schon lange Soldat."

„Gewiß, — seit meinem neunzehnten Lebensjahre. Und seit langem bin ich im Kriege. Mit unserem großen König Gustav kam ich vor siebzehn Jahren nach Deutschland, und war seitdem nur zweimal für kurze Zeit in meiner Heimat."

„Dann seid Ihr sicher schon Rittmeister?" fragte Barbara. „Denn daß Ihr ein vornehmer Herr und Offizier seid, hab' ich auf den ersten Blick gesehen."

„Nun, ein wenig weiter habe ich's noch gebracht. Der Graf schlug seinen Reitermantel auseinander.

Fast erschreckt sprang das Mädchen auf die Füße: „Ihr seid Obrist?!"

„Ist das so etwas Furchbares, ein Obrist?" fragte der Graf belustigt.

„Mein Lebtag habe ich mit keinem so hohen Offizier ein Wort gewechselt", meinte Barbara befangen. „Und wie heißt Euer Regiment? Darf ich das wissen?"

„Du mußt es sogar wissen, denn nur so kannst du mich vielleicht einmal wiederfinden. Mein Regiment heißt nach meinem Namen: Kürassierregiment Graf Lewenborg."

Das Mädchen wich einen Schritt zurück und blickte auf den Obristen wie auf ein höheres Wesen: „Ihr seid ein Graf?"

„Scheint dir das so unglaublich?"

„Nein!" rief Barbara jetzt mit leuchtenden Augen. „Unglaublich schiene es mir, wenn Ihr kein Graf wäret!"

„So, so. — Nun dann vergiß auch meinen Namen nicht. Löwenburg heißt er auf deutsch. Denk' daran, dann wirst du ihn besser behalten: Obrist Harald Graf Lewenborg."

„Obrist Harald Graf Lewenborg!" wiederholte Barbara laut. Und es klang wie ein Schlachtruf und ein Jubel.

„Nun aber schnell, Kind! — Hier, zieh' diese Sachen von meinem Schreiber an! Er ist ein kleiner Kerl. Sie werden dir grad' passen."

Der Obrist wickelte sein Bündel auf. Es enthielt Schuhe, Strümpfe, einen großen Reitermantel und einen breitrandigen Filzhut, wie ihn die schwedischen Soldaten trugen.

Bald darauf trat der Oberst mit Barbara aus dem Hause. Die Posten waren unterdessen abgelöst worden. Klopfenden Herzens wies der Graf den neuen Posten seinen Passierschein vor:

„Für mich und meinen Schreiber!"

Nun mußte sich alles entscheiden! Hatten die früheren Posten gemeldet, daß der Schreiber das Haus bereits wieder verlassen hatte, dann konnte nur Gewalt noch helfen! Aber der Soldat schien nichts davon zu wissen. Er überlas das Schriftstück schnell, warf kaum einen Blick auf Barbara, die sich — scheinbar aus Respekt vor dem Obristen — etwas abseits im Schatten hielt, und sagte dann, indem er das Papier zurückgab:

„Bitte zu passieren, Herr Obrist!"

Graf Lewenborg grüßte flüchtig und verschwand schnell mit Barbara in der Richtung nach dem Lager zu. Dann aber bogen sie vom Wege ab, gingen wieder in entgegengesetzter Richtung und waren bald darauf bei der Baumgruppe, wo der treue Bursche Fritz mit dem Pferde wartete.

Hastig nahm der Obrist dem Mädchen die Verkleidung ab und warf die Sachen seinem Burschen zu. Dann schwang er sich auf das Pferd und hob Barbara zu sich hinauf.

„Leg' deine Arme um meinen Hals, und halte dich gut fest, denn wir werden scharf reiten!"

Und nun ging es, erst im Trab und dann im scharfen Galopp, davon gen Osten. Drei Stunden dauerte der Ritt, und die beiden wechselten während dieser Zeit nur selten ein Wort.

Endlich hielt der Obrist an und sagte: „Nun muß ich dich verlassen, Kind. Sonst komme ich nicht vor der Morgendämmerung ins Lager zurück."

Er hob das Mädchen vom Pferde und saß selbst ab. — „Leb' wohl, liebe, kleine Barbara! Und wenn du einmal hörst, wo das Regiment Lewenborg ist und du weilst nicht allzu fern davon, dann komm' zu mir oder schicke mir eine Botschaft, denn ich möchte dich wiedersehen." Er küßte das Mädchen auf die Stirn und streichelte auch den kleinen

Kater, dessen Köpfchen aus ihrem Hemd hervorlugte, zum Abschied.

Da setzte Barbara das Tierchen neben sich auf den Boden und umschlang aufschluchzend den Hals des Grafen. Sie wollte ihm danken, aber die Tränen erstickten ihre Stimme.

Plötzlich aber riß sie seinen Degen aus der Scheide, sprang ein paar Schritte zurück und schnitt mit der scharfen Waffe eine dicke Strähne ihres roten Haares ab.

„Was tust du, Kind?" hatte der Graf erstaunt gefragt.

Ohne etwas zu erwidern, nahm Barbara jetzt seine Hand und band ihm die dicke Strähne um das Gelenk. Erst als sie damit fertig war, sagte sie feierlich:

„Nun seid Ihr fest, — so fest, wie ich noch keinen je gemacht habe! Glaubt nur daran, so hilft es sicher!"

„Dank, mein liebes Kind!" rief Graf Lewenborg gerührt. „Ich will sicher daran glauben! — und nun nimm dieses, und verwahr' es gut!" Er hatte seine Geldbörse aus der Tasche gezogen und hielt sie Barbara hin, denn er wußte ja, daß sie nun ganz ohne Geld und Nahrung war.

Da sah ihn das Mädchen fast erschrocken an, nahm schnell ihren kleinen Kater wieder auf, rannte davon und war gleich in der tiefen Dunkelheit verschwunden.

„Barbara! Barbara!" rief der Graf betroffen.

Aber sie antwortete nicht. Da schwang er sich auf sein Pferd und sprengte ihr nach. Doch sein Suchen blieb vergebens.

Als am nächsten Tage die Gefangene vermißt wurde, schlug der Generalprofos einen großen Lärm. Eine hochnotpeinliche Untersuchung wurde eingeleitet, und die Sache ging bis zum Pfalzgrafen. Der ließ, nachdem er alle näheren Umstände erfahren hatte, den Grafen Lewenborg zu sich kommen und fragte ihn wegen der dunklen Angelegenheit. —

Aber der Graf sagte: „Ich kann nicht Rede und Antwort stehen, Euer Durchlaucht. Bestraft mich, wenn Ihr glaubt, daß ich etwas mit dieser Flucht zu tun habe."

Da schwieg der Pfalzgraf ein Weilchen und sagte endlich: „Wenn Ihr nicht einer meiner tüchtigsten Offiziere wäret, Graf Lewenborg, so würde ich jetzt anders verfahren. So aber betrachtet den Fall als erledigt. Ich werde Befehl geben, daß die Untersuchung des Falles einzustellen ist."

Frieden.

Mehr als vier Wochen waren seit jener Nacht vergangen, in der Barbara Ullmer, die elternlose Landstreicherin, das größte Wunder ihres bisherigen Lebens erfahren hatte. Und wenn sie daran zurückdachte, war es ihr, als sei das alles nur ein Traum gewesen:

In einem kalten, feuchten Kerker hatte sie gelegen, in Not und Angst vor dem Schicksal, das man ihr am nächsten Morgen bereiten wollte; und endlich war sie vor Ermattung eingeschlafen. Aber nicht die grausamen Steckenknechte des Generalprofosen hatten sie geweckt, sondern ein stattlicher, blonder Offizier, ein Graf mit einem kühnen, edlen Antlitz und großen, blauen Augen. Und der hatte zu ihr gesagt, daß er sie zu retten käme — hatte ihren Kopf an seine Brust gedrückt und sie geküßt, — hatte so gut und zärtlich mit ihr gesprochen wie noch kein anderer Mensch, seit sie denken konnte. „Mein Kind" und „meine liebe, kleine Barbara" hatte er sie genannt und gesagt, daß er sie mit seiner Waffe verteidigen würde, wenn ihr jemand etwas zuleide tun wolle. Er hatte sie befreit, gerettet vor Qualen und Schmerzen, bewahrt vor der Schande, ewig ein Brandmal auf der Stirn tragen zu müssen. Er hatte ihr gesagt, daß er hoffe, sie einst wiederzusehen und daß er sie am liebsten bei sich behalten würde. Und das war ihr geschehen, ihr, die niemanden auf Gottes weiter Welt hatte, den sie etwas anging, — niemanden, der sie liebte!

Was galt ihr alle Not und alles Ungemach, das sie seitdem erlitten, da sie doch dieses Wunder hatte erleben dürfen!

Ja, es war Barbara Ullmer schlecht ergangen, seit sie in jener Nacht so schnell in die Dunkelheit davongerannt war. Aber lieber wäre sie Hungers gestorben, als von ihrem Retter das Geld anzunehmen, das er ihr mit auf den Weg hatte geben wollen. Die ganze Nacht hindurch und fast den ganzen nächsten Tag über war sie weiter nach Osten gewandert, um erst aus der Nähe des pfalzgräflichen Heeres fortzukommen. Dann hatte sie sich nach Norden gewendet, um nach Sachsen zu gelangen, wo größere Truppenteile liegen sollten. Das Schlimmste an ihrer Lage aber war, daß sie nun kein Handwerkszeug mehr besaß, um ihre Künste zu zeigen: denn der Profos hatte ihren Beutel mit den Schwertern und Dolchen beschlagnahmt.

Immerhin ging es ihr in den nächsten Wochen noch leidlich. Die erste Hälfte des Oktobers war ziemlich warm, und sie konnte im Freien nächtigen. In den Wäldern gab es Nüsse, in den Gärten abgelegner Dörfer fanden sich Äpfel oder Rüben, auf den Feldern konnte man noch immer ein paar verstreute Körner auflesen, und hier und da boten ihr Menschen, die der Krieg noch nicht ganz verhärtet hatte, aus freien Stücken eine Scheibe Brot oder eine Mahlzeit.

Dann aber, von Mitte Oktober an, ging es Barbara von Tag zu Tag schlechter. Das Wetter wurde kalt und es regnete tagelang fast ununterbrochen. Kein Mensch zeigte sich geneigt, ihr ein Unterkommen für die Nacht zu gewähren, denn die Leute in der Gegend um Aussig, wo sich Barbara jetzt befand, schwebten beständig in Angst vor einer berüchtigten Räuberbande, die von ihren Schlupfwinkeln im Erzgebirge aus die Ortschaften der Gegend seit Monaten brandschatzte.

Am Spätnachmittag eines der letzten Oktobertage kam Barbara vor dem Tor eines kleinen Städtchens an. Der Torwächter fragte sie nach dem Zweck ihrer Wanderung und was sie in dem Städtchen zu suchen habe. Und da sich herausstellte, daß sie dort niemanden kannte und keinerlei ernsthafte Geschäfte daselbst zu besorgen hatte, wies er sie zurück.

Vor Schwäche wankend wollte sie von der Hauptstraße abbiegen und das Städtchen umgehen. Da rief sie der Wächter zurück und sagte:

„Ich möchte dich wohl einlassen, aber wir haben strengen Befehl, daß kein Fremder, wes Alters und Geschlechts auch immer, das Tor um diese Tagesstunde durchschreiten darf, es sei denn, er habe einen ordentlichen Paß; denn die Gegend ist unsicher, und die Bürger sind in Angst, man möchte auskundschaften, was hier noch zu rauben und zu plündern sei. Aber komm schnell herein in die Wachstube und iß dich erst einmal satt, ehe du weitergehst."

Eine wohlige Wärme schlug Barbara aus dem engen Stübchen entgegen. Ermattet ließ sie sich auf die Holzbank sinken und wickelte ihren kleinen Kater aus dem zerrissenen, alten Schal, der ihren einzigen Schutz gegen Kälte und Regen bildete. Während Barbara selbst in diesen Wochen ganz abgemagert und von Kräften gekommen war, hatte sich das Tierchen völlig von seinen Verwundungen erholt und war ein gut Teil größer geworden; denn das Mädchen führte von der mühsam zusammengesuchten Nahrung nie einen Bissen zum Munde, ehe nicht der kleine Amazeroth gesättigt war. Auch jetzt fütterte Barbara erst den Kater mit dem Brot und der Suppe, die der Wächter ihr gereicht hatte.

Der Mann stand in der offenen Tür und beobachtete sie lächelnd. Als Barbara die Mahlzeit beendet hatte und sich mit Dank verabschieden wollte, fragte er, ob sie denn Geld für ein Nachtquartier im nächsten Dorf habe.

Das Mädchen erwiderte, daß es keinen Heller besitze, und der Mann reichte ihr ein paar Kupfermünzen.

„Ich danke Euch von Herzen", sagte Barbara, „aber ich hab' mein Lebtag noch nicht gebettelt oder Almosen genommen. Ich kann's nicht. Wollet mir meinen törichten Stolz nicht verübeln."

„Wovon aber lebst du dann?" fragte der Wächter erstaunt.

„Von der Passauer Kunst, die ich wohl verstehe. Gar viele Soldaten hab' ich gegen Hieb und Stich fest gefroren gemacht."

So mach' mich auch fest!" rief der Wächter eifrig. „Vielleicht kann ich's bald gebrauchen, denn der Masken-Wenzel mit seinen Gesellen könnte uns auch mal einen unverhofften Besuch abstatten."

„Wer ist das, der Masken-Wenzel?" fragte Barbara.

„Ein Schnapphahn und Räuber, der seit langem schon Nordböhmen mit seiner Bande heimsucht."

„Gewiß will ich dich festmachen gegen die Dolche und Schwerter dieser Schnapphähne. Gib mir nur ein Stücklein Papier und eine Feder, daß ich dir das Sigillum mache."

(Fortsetzung folgt.)

Oldoway, die Schlucht des Urmenschen.

Von Bernard N. Friedrichs.

Was ist Oldoway? Diese Frage wird in Zukunft wohl öfters gestellt werden. Und mit Recht, denn Oldoway ist eins der interessantesten Rätsel, die die geheimnisvolle Urgeschichte des Menschen bisher aufgegeben hat. Deshalb ist es gut, jetzt das Oldoway-Buch von Professor Dr. Reck: „Oldoway, die Schlucht des Urmenschen“ *) zu lesen, um dem mit seinem Erscheinen im Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, einsetzenden Sturm der Meinungen mit Verständnis folgen zu können.

Oldoway heißt eine tiefe Schlucht in Deutsch-Ostafrika. Hier hatte 1911 der Münchener Professor Kattwinkel versteinerte Knochenreste gefunden, die sich nicht so ohne weiteres in das Forschungsgebäude, das sich die Fachleute von den Lebewesen in früheren Erdzeiten errichtet hatten, einfügen ließen. Die Fossilien brachten die Gelehrtenköpfe vielmehr in arge Bedrängnis. Enthüllte sich doch hier dem staunenden Auge eine Welt, von deren erstorbenem Dasein die Wissenschaft bislang nicht das Geringste geahnt hatte.

So zog denn im Jahre 1913 der Berliner Geologe Dr. Reck nach Deutsch-Ost aus, um die erste eilige Entdeckung des Münchener Kollegen zu überprüfen. Von Engaruka, einer weit in die Wüste vorgeschobenen kleinen Eingeborenensiedlung, ging der Weg der Karawane ins Ungewisse hinaus. Bald umgab sie die grenzenlose Wildnis, deren Ausdehnung damals noch nicht wie heute durch Auto und Flugzeug auf einen Bruchteil ihrer riesenhaften Größe zusammengeschrumpft war. Oft war der Tod mehr als nahe. Wasser und nochmals Wasser hieß die bange Sorge, die den Tag vom grauenden Morgen bis zur schweigenden Nacht erfüllte: an manchen besonders heißen Tagen blieben die verdurstenden Träger völlig erschöpft auf der Strecke liegen. Daß die Expedition schließlich doch ihr Ziel erreicht hat, verdankt sie neben der unglaublichen Zähigkeit Hans Rechs vielleicht — jenen paar Brombeeren, die ihm, der sich eines Tages als einziger noch mühsam dahinschleppte, mit ihrem kühlen Naß die Kehle erfrischten und Lebenskraft und Mut zurückgaben. Aber für einen von den schwarzen Kameraden, den treuen Mtengulo, war es schon zu spät. Der Durst hatte ihn mit Wahnsinn überfallen, ihm eingegeben, in die brennendste, trockenste Steppe hinunterzulaufen statt den Weg ins nahe Lager zu verfolgen. Wo nicht Wassermangel herrschte, stellte die gigantische Natur den Wanderern schier unüberwindliche Hindernisse entgegen. Einst brannte das dürre Steppengras um die Lagernden nieder, die sich dem Feuer nur mit knapper Not entziehen konnten. Oder der Urwald wurde so undurchdringlich, daß das Weiterkommen ein mühseliges Kämpfen um jedes Meter, jeden Schritt hieß. Ein Glück, daß Hans Recks schwarze Begleiter so gute Kameraden waren. In der endlosen Einsamkeit aufeinander angewiesen, lebten Führer und Geführte wie eine große Familie, teilten Leid und Freud, Sorgen und Essen und schwatzten von Recks Heimat im kalten, unerreichbar fernen, wundersamen Deutschland. Hier glühte schon in glücklicher Friedenszeit das kleine Flämmchen unbegrenzten Vertrauens und hingebender Treue, das sich später in den Kriegsjahren zu strahlender Lichtfülle entfalten sollte.

Die Vulkangruppen der ostafrikanischen Bruchstufe waren damals nur wenig bekannt. Ihren geologischen Bau zu erforschen, hatte sich Dr. Reck vorgenommen. Der Gelei, der Ketumbeine, der Oldeani, Mondul, Tarosero, Burko, Essimingor, l'Engai, Ololmoti und als höchster der Loolmalasin (3600 Meter) wurden bezwungen; nur der Mosonik allein widerstand. Hier war der Anstieg so schwierig, daß er wohl eine Expedition für sich beansprucht hätte.

„Paßt alle gut auf! Wenn ihr euren alten baba (Vater) von damals findet, gibt es ein großes Fest!“, hatte Hans Reck zu seinen schwarzen Getreuen gesagt. Und das Fest ist gefeiert worden! Wurde doch tatsächlich das hier sehnlichst vermutete versteinerte Menschenskelett entdeckt, der berühmte Oldowaymensch, vielleicht das älteste Exemplar eines homo sapiens, das uns bekannt ist. Der Oldowaymensch ist ein höherentwickeltes Wesen als der Neandertaler, dessen überwiegend physische Eigenschaften an seinem rohen Schädelbau sichtbar werden. Er kannte die Bereitung von Werkzeugen; Lava, Quarzit und Obsidian dienten ihm als Material, mit grünem Holz schlug er aus dem spröden Gestein die Formen, die ihm am zweckmäßigsten erschienen.

Aber konnte denn unser prähistorischer Verwandter in Afrikas trostloser Wüste genügend Lebensmöglichkeiten finden? Oldoway war früher nicht trocken. Ein See, heute in der Trockenzeit zu glitzernd weißem Soda erstarrt, das dem deutschen Wanderer täuschend eine heimatliche Winterlandschaft vorspiegelt, spendete der Gegend Nässe und Fruchtbarkeit. Es sind hier ein fossiles Krokodil, eine Unmenge Fische, vor allem Panzerwelse, und andere Bewohner des feuchten Elements gefunden worden. Eine eigentümliche Tierwelt lebte wohl mit dem Menschen von Oldoway zusammen, dreizehige Pferde, Helladotherien, Ahnen unserer heutigen Giraffen, Antilopen mit Rüsseln und Flußpferde mit Organen ähnlich dem Periskop eines Unterseebootes. Diese sagenhaft anmutenden Geschöpfe lebten in einem Gebiet von exotischer Schönheit und voll tiefsten Friedens, — bis eines Tages die Feueressen der Vulkane den schönen See, an dessen Rande ahnungslos seltsame hochbeinige Vögel umherstelzten, und sein fruchtbares Uferland, auf dem sich fröhlich die Rudel wilder Pferde und Gnus tummelten, kurz das ganze herrliche Oldoway mit ihren heißen Laven, stickigen Aschen und giftigen Gasen überschütteten und zerstörten. Von dieser hochentwickelten Tierwelt im wundersamen Lande Oldoway kann man sich ohne das Buch Hans Recks nur schwer eine Vorstellung machen. Gehören jene vielleicht ältesten uns bekannten Werkzeuge, die in Oldoway gefunden wurden, und dieses seltsame Tierreich zeitlich wirklich mit dem Oldowaymenschen zusammen, dann sieht die Menschheitsgeschichte in manchem anders aus, als man sie sich bisher ausgemalt hat, dann liegt hier ganz zweifellos auch der bei weitem älteste Fund eines Menschen unserer Art, eines wahren homo sapiens vor!

Verblüfft mag sich jetzt mancher Leser sagen, das sei ja unglaublich, was ihm hier erzählt werde! Denn wie sei es sonst möglich, daß er von diesem wundersamen Paradies bisher kein Sterbenswörtchen gehört habe? Die Antwort kann nur lauten: der Weltkrieg mit seinem alles verschlingenden Lärm hat auch den Namen Oldoway übertönt, so daß inmitten des den Erdball erschütternden Geschehens niemand seinen leisen Ruf vernehmen konnte. Der Kriegsausbruch verursachte, daß nicht weniger als drei Expeditionen, die auszogen, um das Rätsel in der Schlucht des Urmenschen zu lösen, ihr Ziel nicht erreichten. Und erst 1931 war die Zeit gekommen, daß der deutsche Gelehrte zusammen mit dem jungen englischen Archäologen L. S. B. Leakey in das Land seiner Sehnsucht zurückkehren konnte, um seine alten Fundstellen noch einmal zu überprüfen und nach Möglichkeit neue Entdeckungen zu machen. Hans Recks letzte Feststellungen sind noch nicht frei von Fragen und Zweifeln — wie jegliche Urgeschichte —, aber ein großer aussichtsreicher Schritt ist getan, ein breiter Fetzen des nebligen Dunstes, der das Leben der ersten Menschen verhüllt, ist zerrissen, und dahinter leuchtet uns schon die helle Ahnung eines Bildes entgegen, wie wir es uns nicht hätten träumen lassen. So hat denn Hans Reck vollkommen recht, wenn er nach seiner Rückkunft von der Expedition im Jahre 1931 in seinem Buche „Oldoway, die Schlucht des Urmenschen“ erklärt, daß, gleichgültig welche Schlüsse die Wissenschaft noch aus seinen Funden ziehe, Oldoway für lange Zeit die klassische afrikanische Fundstätte des Diluviums bleiben werde. Sich mit diesen Problemen zu beschäftigen, ist Pflicht jedes Menschen, der über seinen engen Alltag hinauszusehen vermag, der den Blick zurückwenden will in die Jahrtausende vor ihm, die zu entschleiern die deutsche Wissenschaft jetzt mit Erfolg bemüht ist.

---

*) Hans Reck, Oldoway, die Schlucht des Urmenschen. Die Entdeckung des altsteinzeitlichen Menschen in Deutsch-Ostafrika. Mit 1 Karte, 2 Rundbildern, 74 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers sowie Zeichnungen von Walter Rehfeldt und Paul Neumann. Geheftet M. 8,70, Ganzleinen M. 10,50. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig.

Krebs-Kuriosa.

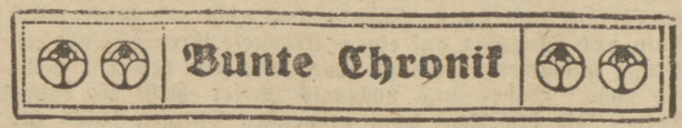
„Krebse man wohl ißt, wo kein R im Monat ist“ oder „Die Monde ohne R sind gut zum Reisen, zum Hochzeitmachen und zum Krebse speisen“, — solche Sprüche weisen auf die Bedeutung der r-losen Monate hin, in die wir jetzt mit dem Mai eingetreten sind. Zu den vielen anderen Genüssen, die in diesem wunderschönen Monat wieder auf der Tafel erscheinen, gehört auch der Krebs, aber die tiefeingewurzelte Annahme, daß dieser gepanzerte Flußbewohner vom Mai bis August am schmackhaftesten sei, ist längst als ein Irrtum nachgewiesen. Im Sommer häutet sich nämlich der Krebs am häufigsten, da er beim Wachstum seine Schalen abwirft, ist also dann mager, während er am fettesten und daher auch am leckersten in den vier Monaten September, Oktober, April und Mai ist. Er kommt nur deshalb im Sommer hauptsächlich auf den Markt, weil er zu dieser Zeit am bequemsten zu fangen ist.

Der Mai ist also unter den Sommermonaten derjenige, der uns die besten Krebse liefert, und daher ist die Vorliebe für die Maikrebse, die außerdem im Jahreskreislauf des Feinschmeckers den Reiz der Neuheit für sich haben, wohlberechtigt. Der Flußkrebs, der im Althochdeutschen „chrepazo“ heißt, war schon bei den alten Germanen hochgeschätzt und wurde dann ein Hauptfastengericht in den Klöstern. Wie reich die Flüsse damals mit diesen Scherenträgern bevölkert waren, dafür findet sich ein Beispiel in den Kochbüchern des Klosters Tegernsee, aus denen hervorgeht, daß in den Jahren 1492 bis 1522 dort allein jährlich durchschnittlich gegen 12 000 Krebse verspeist wurden. Besonders die Mark Brandenburg, Schlesien und Ungarn waren die großen Krebslieferanten; von dort wurden ganze Wagenladungen, in Decken aus Rohr verpackt, auf die Märkte der größeren Städte gesandt. So berichtet man aus dem Jahre 1465, daß einmal im Mai 30 mit Krebsen beladene Wagen hintereinander in Wien einfuhren. Noch in den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts war der Krebs bei dieser Fülle sehr billig, aber dann kam von Frankreich her die sogenannte Krebspest, die sich zuerst in Süddeutschland ausbreitete und dann auch die norddeutschen Gewässer, besonders die des berühmten Odergebietes, entvölkerte. Seitdem wurde allerdings diese Gefahr wieder gebannt, aber die seligen Zeiten des billigen Krebses kehrten nicht mehr wieder.

Über den dunklen Gesellen, der sich „im Tod rötet“, waren früher die seltsamsten Anschauungen verbreitet. So rechnete man die Krebse zu den Insekten, „einer Tierklasse, unter der sich nur wenige Gattungen finden, die für wohlschmeckend gehalten werden“; man fabelte von Riesenkrebsen, von denen fünf länger seien als der größte Mann, von amerikanischen Krebsen, die truppweise aufs Land zögen, auf die Bäume hinaufkröchen und ihre Verfolger „greulich in die Fäuste kniffen“ und so weiter. Der Krebs galt noch nach den Angaben Brehms als ein „sehr nervöses Tier“, auf das „Gewitter heftig wirken, weswegen er sich besonders gut zu hypnotischen Versuchen eignet.“ Viel erwähnt wird die angebliche Abneigung des Flußkrebses gegen das Schwein. Man behauptete, daß die bloße Gegenwart dieser Borstenträger die Krustentiere töten könne. Infolgedessen wird berichtet, daß die Krebse, die korbweise auf Wagen fortgeschafft wurden, sofort eingehen müßten, wenn zufällig ein Schwein unter den Wagen geriete, und deshalb pflegten die Fuhrleute, wenn sie unterwegs eine Wirtschaft aufsuchten, vorher die Räder vom Wagen abzunehmen, damit kein Schwein darunter durchlaufen könne.

Man fing die Krebse früher vielfach mit der Hand, wandte aber auch andere höchst merkwürdige Methoden an. So erzählt Valvasor 1730 aus Krain, das ein gesegnetes Krebsland war, man bediene sich dort einer „sonderlichen Melodie“, die man den Krebsen vorpfeife, um sie aus ihren Löchern herauszulocken. Der Baron Vaerst, ein großer Feinschmecker, rät davon ab, die Tiere durch Wasser zu reinigen, und schlägt dafür vor: „Man treibe sie des Morgens und Abends auf eine feuchte, womöglich tauige Wiese, bis sie sich gereinigt haben. Ein Knabe mit einer Rute hält sie leicht zusammen. Ich habe dies Verfahren in Polen beobachtet. Nach einer solchen Weide werden sie sehr munter und bekommen nach acht Tagen das vortrefflichste Fleisch.“ Über die Frage, ob Krebse leicht oder schwer verdaulich seien, hat man sich lange gestritten. Jedenfalls spielten sie in der Medizin eine nicht unbedeutende Rolle, und außer den Krebssteinen und Krebsaugen, die für besonders heilkräftig galten, benutzte man auch die zu Asche verbrannten Schalen. Da der Krebs als völlig giftfest galt, betrachtete man ihn als wirksames Mittel gegen Vergiftungen. Noch 1781 wird in einem gelehrten Werk behauptet: „Die Asche von Krebsen, an einem feuchten Ort bewahrt oder mit Regenwasser befeuchtet, gibt innerhalb von 20 Tagen kleine Würmer, und wenn man Rindsblut darauf spritzt, so werden Krebse daraus.“

Aus der Tatsache, daß manche Leute beim Krebsessen von Nesselsucht und anderen Hautentzündungen befallen wurden, entstanden Gerüchte von krankhaften Wirkungen; so sollte schon der Geruch der warmen Krebse Sprachlosigkeit hervorrufen können. Doch haben die meisten, die Krebse nicht mögen, nur Angst vor den Schwierigkeiten des Essens. Darüber sind viele Anweisungen gegeben worden. So sagt zum Beispiel Blumröder: „Beim Krebsessen ist vor allem zierliche Fertigkeit nötig, sowohl um Anstoß zu vermeiden, als besonders, um durch ungeübtes Verfahren nicht die größten, besten und meisten Krebse von Geübteren sich vor der Nase wegessen zu lassen. Ißt man selber und jedermann keine Krebse mehr, so kann man — wenn man's kann, es ist aber spottleicht — aus den Scheren niedliche fechtende Weiblein machen, aufs Brot stecken und zum Divertissement der Gäste seine Geschicklichkeit zirkulieren lassen.“ Die Kochkunst hat in der Zubereitung der Krebse wahre Wunder vollbracht und eine unendliche Fülle von Gerichten erfunden.



Vertauschte Rollen.

Reiche Leute betrachten es von jeher als ihre Pflicht, bei besonderen Gelegenheiten ihren Gästen nicht nur ausgesuchte kulinarische, sondern ebenso erstklassige geistige Genüsse zu bieten. Zu diesem Zweck pflegt man irgend einen namhaften Dichter oder Sänger einzuladen und ihn Proben seines Könnens ablegen zu lassen. Oft auch wird der betreffende Jünger des Apoll mit derartigen Wünschen seines Gastgebers überrascht, was begreiflicherweise nicht immer als angenehm empfunden wird. Dann heißt es, sich mit mehr oder weniger Gewandtheit aus der wenig taktvoll gelegten Schlinge zu ziehen. Sehr fein fertigte in einem solchen Falle die berühmte Sängerin Pauline Lucca einen Wiener Maler ab, der als reicher Mann glaubte, ihr eine Ehre anzutun, wenn er sie in Gegenwart seiner Gäste formlos aufforderte, ihnen einige Lieder vorzutragen. Die Lucca sah ihn ein paar Sekunden hoheitsvoll an und wandte sich dann mit liebenswürdiger Miene an die Gesellschaft: „Wie wäre es, wenn heute einmal die Rollen getauscht würden? Herr X. singt ein paar Lieder, und ich werde malen.“ Der Gastgeber soll nicht weiter auf seinem Wunsche bestanden haben.

Warum singen die Telegraphendrähte?

Welcherlei Deutung findet nicht bei Kindern und Erwachsenen das melodische Summen, das so oft in der Nähe der Leitungsmasten an den Landstraßen zu vernehmen ist! Die Wissenschaft hat auch für diese vielen so rätselhafte Erscheinung eine Lösung gefunden. Das Summen stammt von den hochfrequenten senkrechten Schwingungen ganz kleinen Ausmaßes, die in den Drähten durch sogenannte Karman-Wirbel hervorgerufen werden. Diese Wirbel bilden sich hinter Körpern von kreisförmigem Querschnitt, die in einem Luftstrom liegen. Die Schwingungen, die sich keineswegs auf die dünnen Drähte der Telephon- und Telegraphenleitungen beschränken, haben große praktische Bedeutung, da sie erheblich zu der Materialermüdung der Drähte beitragen und somit zur Ursache von Leitungsbrüchen werden können. Man versucht diese Gefahr durch Anbringung von Schwingungsdämpfern oder Verwendung besonderer Querschnitte für die Leitungen zu beseitigen oder wenigstens einzuschränken.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.